

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 1 (1860)

Artikel: Die drei Hunnenköpfe
Autor: Rochholz, E.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-6>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die drei Hunnenköpfe

von

E. F. Rochholz.

Auf der Bildtafel, die als artistische Beigabe diesen Band begleitet, finden sich drei Steinbildwerke vereinigt, deren Verschiedenartigkeit auch einem nur flüchtigen Blicke auffallend sein wird. Ihre Zusammenstellung rechtfertigt sich indessen schon vor der Hand durch dasjenige, was diesen drei alterthümlichen Häuptern von jeher gemeinsam gewesen ist: das gleiche Material, aus dem sie an Ort und Stelle einst gehauen worden sind; der gleiche Aufstellungsort, der ihnen von jeher angewiesen gewesen war, woraus auch auf ihre gleiche Verwendung geschlossen werden kann; und endlich ihr fremdländischer Typus, der ein so ausgesprochener ist, dass deswegen der Volksmund allen Dreien den gleichen Namen beigelegt hat, die Hunnenköpfe.

Zuerst machen wir uns mit dem Standorte der drei Steinbilder bekannt, dann beschreiben wir sie im Einzelnen und erforschen schliesslich den geschichtlichen Grund ihrer Aufstellung, also ihren örtlichen Zweck.

Erste Abtheilung.

Der grosse Hunnenkopf.

Wir beginnen mit der grossen Steinbüste, die in der beigegebenen Lithographie eine eigne Blattseite einnimmt. Dieses Vollhaupt nennt man in der Stadt zu Brugg, an deren Brückenthurm es eingemauert ist, von jeher den Hunnenkopf. Ob und mit welchem Rechte ihm dieser Name zukommen kann, dies wird sich erst auf den folgenden Seiten besprechen lassen; hier ist vor allem Alter und Zweck des Thurmes in Betracht zu ziehen, in dessen ursprüngliches oder Muttergemäuer jener eingefügt ist. Beide bestimmen sich dann gegenseitig; denn ist der Bau bis zu jenem Haupte hin wirklich ein Römerwerk, so muss auch das Haupt römischer Entstehung sein, und soferne es dies ist, so ist der Weg der Untersuchung schon ein vorgezeichneter.

Der Gewährsmann, den wir für das Alter des Thurmes sprechen lassen, ist der badische Generalmajor Krieg v. Hochfelden. Sein Aufsatz in den Zürich. Antiquar. Mittheil. Bd. XI, Heft V, über den römischen und mittelalterlichen Burgenbau hat auch den Thurm zu Brugg nach dessen Bautechnik genau untersucht, und lässt sich darüber so vernehmen: „Unter die taktisch wichtigsten Punkte der grossen Centralstellung bei Vindonissa gehört wohl die Stelle zu Brugg, an der grössten Verengung des Aarbetriebes zwischen zwei senkrechten Felsenwänden, welche zugleich die festen Widerlagen der dort nur siebenzig Fuss langen Brücke sind. Hier auf dem Felsen des rechten Ufers, hart an der Brücke der Stadt, steht ein Römerthurm, bekannt unter dem Namen der schwarze Thurm. Sein oberer Theil ist restaurirt, wohl erst nach dem Ueberfalle des Thomas v. Falkenstein im Jahre 1444, wenigstens weisen seine kleineren Quader aus porösem Tuff und mehr noch der zierliche, gegen die Aare gerichtete Erker nebst den beiden Schiesscharten zur Rechten und Linken auf das XV. Jahrhundert hin. Der untere Theil des 27 Fuss breiten Thurmes ist römisch und zwar nach der Zerstörung durch die Alemannen, wahrscheinlich unter Diokletian, bei Herstellung seiner Vertheidigungslinie zu Ende des dritten Jahrhunderts hinter dem Oberrhein und dem Bodensee, in der Eile erbaut (Mommsen, die Schweiz in röm. Zeit, Zürich 1854). Dies bekrunden die Marmorskulpturen, als Laubgewinde, kannelirte Gesimse, Figuren, Säulenschäfte, die wohl aus den Ruinen der Tempel und öffentlichen Gebäude herrühren, hier mit einem glatten Randbeschlage versehen und wie die übrigen Quader zum Baue verwendet wurden. Der Grundriss des Thurmes ist quadratisch, seine Mauer im Erdgeschoss auf allen vier Seiten acht Fuss dick. Da in einer Entfernung von sechs bis acht Fuss und parallel mit der vordern Front die Felsenwand senkrecht aus der Aare emporsteigt, so wurde die gegen dieselbe gerichtete Pforte des Thurmes, die wahrscheinlich hinter einer freien Brustmauer ausmündete, nur drei Fuss über den obern Rand der Felsenwand gelegt. Die Pforte ist im Halbkreise überwölbt und dieser durch einen horizontalen Sturz mit darüber befindlichem Rundfeld geschlossen. Seine Verzierung besteht aus Rauten und darüber hinlaufenden horizontalen und vertikalen Linien; derlei Figuren finden sich unter andern an einem Marmorquader, der früher nebst andern römischen Skulpturen in der Ringmauer der Stadt Genf verwendet war, und nun in dem dortigen Museum aufgestellt ist. Die Pforte hat eine innere Breite von drei Fuss und bis zu ihrem

horizontalen Sturze eine Höhe von sechs Fuss römischem Mass. Die untern und mittlern Stockwerke sind nicht durch Gewölbe, sondern nur durch horizontale Bretterböden geschieden. Die Quader auf den Aussenseiten (Laufer und Binder, aber nicht regelmässig wechselnd) reichen keineswegs durch die ganze Dicke der Mauer, sondern bilden nur deren äussere Verkleidung; der Kern hingegen ist tüchtiges Mauerwerk aus rechteckig mit dem Hammer zugerichteten, durch römischen Ziegelmörtel verbundenen Bruchsteinen. Da man die Quader nehmen musste, wie man sie in der Eile bekam, und sich zufrieden gab, für die einzelnen Lagen gleich hohe zusammenzufinden, so konnte hier von überall gleichmässig rauhen Buckeln nicht die Rede sein, und dies um so weniger, als man sich mitunter zu Werkstücken bequemen musste, verzierten oder ganz glatten, die ehemals schon in anderer Weise verwendet waren. Dagegen sind die vier Ecken oder vielmehr die vier vertikalen Kanten des Thurmes äusserst sorgfältig behandelt und mit einem gleich breiten Randbeschlage versehen, der sich zur Rechten und Linken der haarscharfen Kanten wie eine glatte Borte hinaufzieht; die Arbeit eines geübten Steinmetzen, wohl erst nach vollendetem Bau. Auf der nördlichen Seite des Thurmes, unweit seiner östlichen Ecke, ist ein sechszehn Zoll hoher Stein, genau von der Höhe der ganzen Lage, in die Mauer eingebunden, dessen vordere Seite einen weit hervortretenden Kopf zeigt. Um für ihn Platz zu gewinnen, wurde ein Theil der Buckeln des darüber befindlichen Quaders weggemeisselt. Regen und Frost haben im Laufe der Jahrhunderte hier Vieles weggewaschen, so dass man nicht mehr unterscheiden kann, ob der Kopf mit einem antiken Helme, oder einer neueren, mittelalterlichen Kapuze bedeckt ist. Vielleicht, dass er von den Römern herrührt, welche solche Köpfe hin und wieder bei ihren Bauwerken anbrachten. Im Schutte eines der Kastelle im Odenwalde wurde ein derartiger Kopf gefunden.“

So weit Krieg v. Hochfelden über die Befestigungsweise und Bautechnik am schwarzen Thurme, die sich hiemit als eine unbezweifelt römische herausstellt. Auch den Steinkopf, den Krieg damals nicht näher untersuchen konnte und nur mit einem „vielleicht“ den Römern zuschreibt, vermögen wir nun als ein antikes Werk darzustellen. Unser Verein hat denselben abgiessen und darnach zeichnen lassen. Wir schildern nun sein Aussehen.

Das Haupt ragt als Vollfigur ohne Reliefverkürzung, an seinem Bauquader in der Mauer sitzend, aus der Wandfläche hervor.

Unmittelbar am Hinterhaupte gewahrt man eine curvenartige Bemessung, die man für eine thierähnliche Nackenbildung halten könnte; sie diene indessen nur dazu, die mit ihrem Quader schon vorhandene Steinbüste ebenmässiger in die Quaderreihe der Mauer einsenken zu können. Dies erweist sich aus dem von obenher sich anschliessenden Nachbarquader, der einen Einschnitt von fünf Zoll Tiefe hat, von der Steinbuckel vertikal nach innen geführt, und damit dem untern Bildquader Raum gibt, ihn fest genug in die Mauer einfügen zu können. Die ganze Tiefe, womit der Kopf über die Mauerfläche vorragt, beträgt von der Stirn weg gemessen, elf Zoll sieben Linien — von der verwitterten Nasenspitze weg zwölf Zoll — vom Kinn ab elf Zoll — von der Brust ab vier Zoll fünf Linien. Die ganze Höhe der Büste beträgt vierzehn Zoll, ihre Breite elf Zoll drei Linien. Das Material ist der sog. Mägenwiler Stein, ein bläulicher, feinkörniger und sehr harter Muschelkalk, der in der Nähe gebrochen wird und von der Römerzeit an bis auf die Gegenwart eine gewisse Beliebtheit behauptet hat. Auf das hohe Alter des Steinhauptes lässt der Umstand schliessen, dass auf der östlichen Seite, der linken Gesichtseite, welche der Witterung am meisten ausgesetzt bleibt, sich eine Anzahl zolltiefer Löcher findet, welche Regen und Hagel in diesen granitharten Stein geschlagen hat. Das Kolossale der Figur, durchgeführt in der strengen Idealform der Classik, verbietet von vornherein, das Bildwerk neben mittelalterliche Skulpturen stellen zu wollen; es muss antik sein. Die Miene drückt tiefste Ruhe aus, die Augenlieder sind geschlossen, und der grosse Bruch, den die Witterung in den Stein reissen konnte, gerade zwischen der Nasenspitze und der untern Lippe, scheint darauf hinzudeuten, dass der Mund geöffnet gewesen sei. Dadurch entsteht jenes leichenhafte Aussehen, dessen erhabenster Ausdruck bekanntlich in den antiken Medusen und Gorgonen gegeben ist. Auffallend ist dabei nur die merkwürdige Kopfbedeckung; sie birgt das ganze Hinterhaupt sammt den Ohren, geht, ein vollkommenes Oval bildend, von der Stirn zu Wange und Kinn herab, schliesst hier in einen Doppelwulst zusammen und scheint dann über Hals und Schulter herab eng angeschmiegt sich fortzusetzen, während vorn auf der Brust ein Halbmond mit aufwärtsstehenden Hörnern, in sich selbst die Bogenlinie wiederholend, an ein Amulet erinnert. Es ist uns nichts ähnliches unter römischen Trachten vorgekommen. Dagegen finden sich Sturmhauben der erwähnten Art, die zugleich in ein Schulterwamms auslaufen, in antiken Darstellungen scythischer

Krieger. Dass sie auch noch bei kaukasischen Kriegerstämmen unserer Zeit vorkommen, darauf ist nicht eben Gewicht zu legen, so lange die Ethnographie uns über die Völker des kaspischen Meeres noch im Unsichern lässt.

Wir glauben hier ungezwungen sogleich an die antike Sage anknüpfen zu können, um dem Steinhaupte das gebührende Verständniss zu gewinnen. Hauptstädte, Häupter von Göttern und Thieren bedingen sich sprachlich und sachlich. Ein im Boden gefundenes Menschenhaupt wird Anlass zur Gründung des Capitols, ein Rosshaupt wird massgebend beim Bau Carthago's; der Schrecken, der vom Gorgonenhaupte ausgeht, sichert die Götter in ihrer Himmelsburg. Eine einzige Locke dieses Hauptes genügt, um die Feinde von der Vaterstadt abzuhalten. Sterope, des Kepheus Tochter, hat eine solche eiserne Locke durch Herakles mit der Weisung bekommen, dieselbe von den Mauern des arkadischen Tegea herabzuschütteln, so oft Feinde kämen, dann würden diese entfliehen. Was hier die Wirkung nur der einzelnen Locke ist, das verlegt der noch rohe Taurier in das ganze Haupt; er schneidet den Feinden den Kopf ab, und steckt ihn daheim an einer Stange aufs Dach über das Rauchloch, „und sie sagen, so sässen diese Häupter oben in der Luft als Wächter des ganzen Hauses.“ Herodot. 4, 103. Seit dem Einfall der Kimbern und Teutonen in Italien hiess man im alten Rom solche Häupter Gallier, und man gebrauchte sie als Wirthshaussschilde. Ueber ihre Entstehung erzählt Livius 7, 10 eine bekannte Sage.

Jener Gallier von ungeheurer Körpergrösse, der am Anio aus dem Heere hervortritt und die Römer zum Zweikampfe ausfordert, streckt, sobald Titus Manlius den Kampf annimmt, dummdreist die Zunge gegen ihn heraus. Manlius ersticht ihn, misshandelt dann aber, setzt Livius bei, den Gefallenen nicht weiter, nur dass er ihn der Halskette beraubt und sie, mit Blut bespritzt, sich selber um den Hals legt. Von da an hiess er Torquatus. Dieser Ehrenname hat aber einen viel durchsichtigeren Grund. Denn wahrscheinlicher ist es, dass Torquatus den niedergestochenen Gallier mit dessen Halskette vollends erdrosselt und ihn eben damit zum Zungenbleckenden gemacht hat. Als solche im Todeskampfe fletschende, die Zunge klumpig herausstülpende Köpfe werden uns jene in Rom üblichen Hausschilde beschrieben. Cicero erwähnt ihrer als Muster bildlicher Hässlichkeit: *pictum Gallum in mariano scuto cimbrico, distortum, ejecta lingua, buccis fluentibus.* (*De orat. II, 66*). Sie waren dorten auf dem alten Markte aufgestellt.

„Für wen siehst du mich denn aber an?“ sagte ein übelaussehender Zeuge zum Redner Crassus, als dieser ihm gerichtlich hart zusetzte. „Für einen solchen,“ sagte Crassus, und deutete auf ein Bild, einen Gallier vorstellend, der abscheulich die Zunge herausstreckte. Plinius, NG. 35, 8.

Es hat J. Grimm GDSprache 635 weitere Belegstellen zu diesem Brauche aus der antiken und mittelalterlichen Geschichte gesammelt; die hier dazu kommenden Ergänzungen verfolgen nur den Zweck, unser vorliegendes Bildwerk näher zu erklären. In gleicher Weise, wie Torquatus den Gallier, so bekämpft Waltharius im gleichnamigen mittellateinischen Gedichte, Vers 1059, den Gegner Trogus; schon liegt dieser mit zerhauenen Bein und verstümmelter Rechten zu Boden, da wird er mit seiner eigenen Halskette von Walthari erdrosselt:

His dictis torquem collo circumdedit aureum.

Es mangelt bei uns keineswegs an solchen alterthümlichen Bildwerken, die mit ähnlicher Geste und Miene an Stadtmauern, Thoren, Brückenjochen, oder auch an alten Grenzmarkungen aufgestellt sind, um von hier aus einem annahenden Feinde dräuend und scheuchend entgegenzustrarren; allein entweder sind sie durch Alter und Zertrümmerung, oder durch die alles überwuchernde Ortshage unkenntlich gemacht worden und sind ihres ehemaligen Sinnes verlustig gegangen. Solche längst missdeutete Denkmäler reihen wir nun im Nachfolgenden zusammen.

Ein Hauskeller im Bernerdorfe Wyl ist der Fundort jenes Steinbildes, welches jetzt im Bächigute bei Thun aufgestellt ist, und nebst der dazu neu gefertigten Inschrift auch die falsche Angabe trägt, „es sei dieser Balder, ein Sonnengott der Druiden, auf dem Schlosshügel zu Wyl ausgegraben worden“, als ob der in einem Schloss gefundene Stein bedeutsamer sein müsste, als der in einem Bauernkeller ausgegrabene. Auf der Vorderseite eines länglichen Granitwürfels ist in Relief ein Menschengesicht ausgehauen mit gross-starrenden Augen, das aus weitgeöffnetem Munde die Zunge eiförmig herausstülpt. Der Hals ist nur ein runder Wulst, von welchem an achterlei ringförmige Steinwulsten die übrige Körperlänge bilden, indem sie, scheibenartig an einanderschliessend, von der Schulternbreite weg nach unten sich verkleinern und dadurch die beiläufige Form eines Wickelkindes gewähren. Jahn, der Kanton Bern antiquarisch, 401. Bemerkenswerth ist, dass an dem Brugger Steinhaupte ein in sich getheiltes

Halbmond mit aufwärtsstehenden Hörnern als Brustverzierung angebracht ist, während zu Wyl das ganze Steinhaupt in eine Reihenfolge von neuerlei halbmondförmigen Ringen hineingekleidet erscheint. Es wird sich also bald die Halskette, oder bald das Mondzeichen an derlei Steinköpfen wiederholt finden lassen. Das Lauinger Stadtwappen ist ein Mohrenkopf mit goldener Halskette, und rührt von jenem herzhaften Lauinger Schuster her, der einen heidnischen Ungarn vor allem Heere im Zweikampfe besiegte. Schöppner, Bair. Sagb. no. 48. Ein schwarzes Steinhaupt an der Ostseite der Kirche in Angerthal gibt man für das Haupt jenes mohrischen Baumeisters aus, der dem neubekehrten Sachsenherzog Wittekind die erste Christenkirche in jenen Gegenden erbauen musste. Heusinger, Sachsensag. 27. Hier vergass die Sage, es mitzuerwähnen, dass zum Haupte des Mohren der Halbmond gehöre, gleichwie die erdrosselnde Halskette oder der Strick zum Haupte des im Zweikampfe Besiegten. An der Johanniskirche zu Traunkirchen im österreichischen Salzkammergut, die eines der ältesten Bauwerke des Landes ist, findet sich ein alter Steinkopf, welcher für das abgeschlagene Haupt des von den Eingebornen verehrt gewesenen Landesgötzen ausgegeben wird. Pfeiffers Germania, 5, 381. Zu Köln auf dem Marke sind an den Zinnen von sieben Häusern sieben augenlose Steinköpfe ausgehauen; es sollen die Häupter jener sieben Richter sein, denen Bischof Hanno für ihren gegen eine Wittve verübten Trug im Jahre 1056 die Augen ausstechen liess. Handschriftl. Chronik des Klosters Muri. (Aarau. Biblioth. Fol. 61). Zu den Wahrzeichen der Stadt Hildesheim gehört der schnappende Judenkopf über der Uhr des Rathhauses. Auch zeigte man dorten im Rathhause ein Brett, welches das Luftloch eines Gefängnisses gewesen sein soll; auswendig war's mit einem wohlgestalteten, inwendig mit einem grässlich verzerrten Judenkopf bemalt. Seifart, Hildesheim. Sag. 2, no. 70. Das Steinhaupt am Rathhause zu Kissingen heisst Jud Schwed und Peter Heil; es ist ein Andenken an jenen Mann, durch dessen Zauberkunst die belagernden Schweden zum Abzug genöthigt wurden. Schöppner, Bair. Sagb. no. 272. 273. Schloss Breiberg im Odenwalde erhielt seinen Namen durch jenen grossen Breitopf, den die Schlossmannschaft Angesichts des belagernden Feindes auf der Ringmauer furchtlos aussass, worauf dann der Letzte von ihnen den Topf gründlich ausleckte, und den Feinden zum Ueberfluss noch die Breizunge herausstreckte. Nun ist sein zungenbleckendes Gesicht am Schlossthor in Stein gehauen zu sehen.

Wolf, DMS. no. 459. Was an weiterem Material über die Geschichte solcher Steinhäupter in den Aargau. Sag. 2, 366 aufgezählt ist, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Die örtliche Deutung, die man solchen Denkmälern gibt, geht mit deren betreffender Ortschronik Hand in Hand und pflegt sich immer in diejenige Geschichtsperiode mit vorzurücken, welche sich dem bürgerlichen Gedächtnisse am leichtesten einprägen konnte. Daher vernimmt man in gleichmässiger Wiederholung allenthalben bis zur Ermüdung: diese Steinköpfe seien ein Denkmal aus der Heidenzeit, eine Erinnerung an den Hunneneinfall, an den Mohren- oder Türkenkrieg, an die städtischen Judenverfolgungen, Mordnächte und Ueberrumpelungen, zuletzt an den Schwedenkrieg. Und eben darnach heisst dann ein solches Haupt wechselweise: Heidenhaupt, Hunne, Mohr, Türke, Jude, Schultheiss oder Richter, Schwede. Wie ihnen aber einerlei Aussehen und Geste gemeinsam ist, die Schrecklichkeit des Todeskampfes, so treffen auch ihre verschiedenartigen Namen zusammen in dem einen Appellativum Lülle.

Lüll, der Narr, leitet ab von lullen, an Zunge und Finger saugen; der Lülle ist der Kindsschnuller. Lalli, Narr und Zunge, leitet ab von lallen. Aus beiden Wortformen entwickelt sich ein reichliches Schimpfregister. Schon in den alten Fasnachtspielen heissen die trunkenen Bauern, die sich und andere begehren, Lullezapf, Lullaff, Lullholz, Lullapp, Lüllars. Weinhold, Schles. Wb. 55. Aargauisch fällt Lälli, die Zunge, zusammen mit Löhli, welches Narr heisst (isl. *lolari*, *homo ignavus*) und zugleich ein schmales Waldland, ahd. *loh*, *lucus*. Der Hanflöhli ist eine im Hanffelde aufgesteckte Vogelscheuche; der Ofenlöhli ist der mit einer Mannslarve verzierte Schiebstein an alten Kachelöfen. Beide Namen sind abermals Schimpfnamen. Allein der Name, sobald er sich auf örtliche, alte Steinbilder bezog, veranlasste schon im achtzehnten Jahrhundert zahlreiche antiquarische Druckschriften, deren Titel man in Klemms Alterthumskunde 302, und in Schöppners Bair. Sagb. 3, pag. 361 nachsehen kann. Sie führen auf den Götzen Löllo und Lollus, der dem bair. Dorfe Grosslellenfeld, im Eichstädtischen gelegen, den Namen gegeben haben soll. Falkenstein, Nordgau. Alterthüm. 84. Dasselbst und in der Stadt Schweinfurt war sein Steinbild an der Kirchenmauer angebracht gewesen. In hessisch Hersfeld wird das Lullusfest noch jetzt am sechszehnten Oktober begangen, da man es für den Gedächtnisstag des Erzbischofs Lullus von Mainz hält († 787), welcher der Stifter und Gründer von Hersfeld ist. Das Fest traf sonst zusammen mit der Kirch-

weihe, und dauerte eine volle Woche. Schon vor dem Beginne ertönte Abends auf den Strassen der Freudenruf: „Lolls, Broder Lolls!“ Der Stadtmagistrat tafelte auf dem Markte in einer hiezu erbauten Bretterbude, von den Stadtdienern wurden unter die Jugend Nüsse säckweise ausgeworfen; mit dem Nachmittag begann im Freien der Tanz. Ein Holzstoss musste Tag und Nacht fortbrennen für jeden, der kochen oder backen wollte. Bäcker und Metzger waren zu der Zeit taxenfrei, alle Getränke unbesteuert, alle Dörfer des Hersfelder Amtes hatten gleichzeitig ihren Kirchweihanz und bezogen dazu die Musikanten aus der Stadt. Lynker, Hess. Sag. no. 307. Von einem Steinbilde daselbst und dessen entsprechendem Aussehen wird nichts gemeldet, doch helfen hier anderweitige Nachrichten aus. Das steinerne Männchen an der Dresdener Brücke wird nach seinem grossen Maule Matzfotz geheissen, denn, einen aufs Maul schlagen, heisst auch, ihn auf die Fotze oder ins Fressen hauen; leckerfötzig ist naschmaulig, das Fotzenthüchlein gilt für Schnupfthüchlein. Schäfer, Städtewahrzeichen 1, 74. Ein gleiches Aussehen auf einem ähnlichen Standorte hat der Passauertöpel (Schmeller, Wb. 1, 297), welcher das Wahrzeichen der Stadt Passau ist, ein am dortigen Brückenjoche ausgehauenes, zungenbleckendes Menschenhaupt. Noch finden sich beim Neuthore daselbst auf einem eingemauerten Steine drei Männerköpfe, die drei Lederer genannt. Sie sollen die Stadtmauern erbaut haben. Schöppner, Bair. Sagenb. no. 521. Von allen diesen bisher aufgezählten Lällenhauptern ergibt sich, dass sie eingemauert stehen an den Jochen von Reichsbrücken, an den Thürmen oder Mauern alter Städte und Festungen, und dass die Sage ihnen oft ein mit der Erbauung des Ortes gleiches Alter zuschreibt. So blickt auch der sog. Hunnenkopf am schwarzen Thurme zu Brugg vom Brückenthore herab nordwärts und schreckt mit der eisigen Ruhe des Todes im Gesichte den vom Norden her gegen die Römerstadt anziehenden Barbaren. Nicht Lälli, sondern Hunnenkopf heisst dies Haupt. Wie merkwürdig aber muss es nun erscheinen, dass jener in der Hunnenschlacht am Lechfelde im Jahre 955 gefangen genommene Kumanierfürst bei den heutigen Ungarn noch Leel genannt wird. Die ältesten, mit jenem Ereignisse oft gleichzeitigen chronikalen Meldungen: *Gerhardi Vita Oudalrici*, das *Chronicon Ursbergense*, die Augsburger Weberchronik u. s. w. erzählen, wie nach der Ungarenschlacht am Lechfelde König Leel nebst seinen beiden Mitfürsten Böltzcho und Botond auf Befehl des siegreichen Kaisers Otto durch den Baiernherzog am Ostenthore zu Regens-

burg aufgehängt wurden, ihren östlich wohnenden Waffenbrüdern zu einem immerwährenden Schreckbilde. Und wirklich hatten seitdem ungarische Heere die deutsche Grenze nicht mehr überschritten.

Dem österreich. Kaiser wurde bei seiner ungarischen Rundreise i. J. 1857 auf dem Stadthause in Jafz-Bereny, dem Hauptorte der ungarischen Kumanier, das Horn Leels, „*Leel Kürt*“ vorgewiesen. Es ist aus einem Elephantenzahn, eine halbe Elle drei Zoll lang, und nur ein halb Pfund schwer. Ein anderes vier Fuss langes ungarisches Ochsenhorn, das als Geschenk des Benediktiner-Stiftes Mülk an das Pesther Museum gekommen ist, trägt gleichfalls die Inschrift: *Leel XI, Herzog in Hungarn, 955. Allg. Augsb. Ztg. 1857, no. 143.* König Leel hat offenbar seinen Namen erst dadurch bekommen, dass er am Galgen hängend am Regensburger Ostthore, also gegen das Ungarland gewendet, maulaufspreizend und zungenbleckend diesem kriegerischen Lande Schrecken zugrinsen musste. Es lässt sich dies aus dem entnehmen, was Ricardus Argentinus *de Praestig. c. 16* und der englische Chronist Rogerus (*in Chron. Angl. apud Korman. de mirac. mort. p. 4, c. 1*) erzählen. Ein Krieger hat sich an der Leiche seiner Geliebten vergangen, so dass ihm der Satan neun Monate nach deren Tod eine Missgeburt überbrachte und sprach: Dies ist dein Sohn, wenn du ihm den Kopf abschneidest und gegen jene Länder oder Feinde kehrest, denen du obzusiegen gedenkst, so werden sie unterliegen; verdeckst du dagegen dies Haupt; so endet auch für jene die Niederlage. Der Krieger nahm sich später ein Eheweib, hielt ihr aber den Grund seines fortdauernden Waffenglückes geheim. Während seiner Abwesenheit geräth die Neugierige über die Truhe, worin jenes Haupt verwahrt liegt, und wirft im Entsetzen es sogleich ins Wasser. Damit war der Sieg vom Krieger gewichen. Auch die Türken unter Bajazet sollen ein solches Haupt im Banner geführt und die Christen damit aus dem Felde geschlagen haben. Erasm. Francisci, das eröffnete Lusthaus. Nürnberg. 1676, pg. 1431.

Aehnliches weiss nun nicht nur die Landessage von unsern oberrheinischen Nachbarstädten zu erzählen, sondern es treten hier auch noch alterthümliche Fundstücke und Wahrzeichen bekräftigend dazu. Das Aargauer Rheinstädtchen Laufenburg wird im Volksscherze Lallenburg genannt. Dass dies nicht aus einer kindischen Namensverdrehung herrühren kann, zu welcher das Volksbuch von den Lallenburgern etwa Anlass gegeben hätte, dies erweist sich aus dem dortigen Stadtwahrzeichen. Dasselbe heisst der hauptlose Mann. Es ist ein Eisenbild, das ehemals hauptlos gewesen sein

soll, nun aber mit einem Eisenhaupte versehen, auf einem der alten Festungsthürme steht und mit gezücktem Schwerte nordwärts über den Rhein hinüber droht. Daher heisst er auch Schwertli-
mann. Augenscheinlich hat er lange, bevor die Bildsäule des heiligen Nepomuk auf die dortige Rheinbrücke kam, den Flussübergang zu hüten gehabt. Man sagt auch, es sei der Schwedenkönig selbst, der die Festung einst vergeblich belagerte und dem darüber von den Seinigen das Haupt abgeschlagen wurde. Nun reitet er an der Spitze der gespenstischen Schweden des Nachts noch immer die alten Landesgrenzen entlang vom linken Rheinufer hinüber bis zum linken Ufer der einmündenden Aare. Aarg. Sag. 2, pag. 377. Er und sein Gefolge tragen das Haupt unterm Arm, aus dem ein feuriger Blick hervorsticht. In derselben Haltung lässt die Landessage auch den Wilden Jäger auftreten und nennt ihn, ob-
schon er hauptlos ist, den Landluegi, denn er beschaue, setzt man hinzu, des Nachts alle Landstriche rings in Wald und Feld. Auch Lochluegenjäger wird er genannt (ibid. 1, pag. 219). Dieser Name trifft zusammen mit dem Wahrzeichen der Stadt Luzern, dem Lug-
insland. Es ist die Figur eines blank geharnischten Ritters auf einem Mauerthurm der Musegghöhe, der über den Spiegel des Vierwaldstättersees hinschaut. Zu Rapperschwil am Zürchersee sind am Brückenthore, sodann am Halsthore und am Thorbogen zum Sausenden Wind mehrere Steinköpfe in grasser Geberde zu sehen, die Herzog Albrecht von Oesterreich errichtet haben soll gegen die Zürcher, nachdem durch diese das Städtchen zerstört worden war. Zürich. Neujahrsbl. der Feuerwerker 1826, 6. Bald ist es also ein wirklich vorhandenes Wahrzeichen des Ortes, bald eine sinnlos gewordene Steinfigur, bald gar nur eine nicht mehr geglaubte Sagengestalt des einzelnen Thales; immer jedoch treffen sie darin zusammen, ob mit oder ohne Haupt, ob zungenbleckend oder schwertschwingend, dass sie den Stromübergang, die alte Jochbrücke, das Seegelände oder auch das ganze Thal weithin zu überblicken und zu hüten haben. Gehen wir vom Städtchen Laufenburg stromab zur Nachbarstadt Rheinfelden, so trifft man daselbst am ersten Brückenjoch der linken Stromseite abermals mehrere Mannshäupter ausgehauen. Sie sind ordnungslos an den Quadern angebracht und durch den Strom stark ausgewaschen und abgebröckelt; doch lässt sich an dem einen jetzt noch ganz genau die Kopfbedeckung des Türkenbundes erkennen. Die Rheinfeldner Ortssage schweigt zwar über die Bedeutung dieser Häupter, ist aber um so ausführlicher über einen in der Stadtgeschichte be-

rüchtigten Verräther. Er wird in die Zeit gesetzt, da die Schweden die Stadt belagern. Bei dem Versuche, dem Feinde Nachts ein Thor zu öffnen, wird er ertappt, zum Tode verurtheilt, in Riemen zerschnitten und dann in Oel gesotten. Allein sein Geist, heisst es, erkletterte die Ringmauer, schaute den Leuten zum obern Stockwerk ins Fenster und verhöhnte sie durch Herausrecken der Zunge; daher hat er denn gleichfalls den Namen Lälle bekommen (Aarg. Sag. 1, pag. 206). Es ist überflüssig, hier hervorzuheben, wie nachdrucksam das Alles überblickende, von der Stadtmauer herabstarrende Mannshaupt dadurch abgezeichnet erscheint. Die nächstgelegene Stadt ist Basel, ihr Wahrzeichen der Lällenkönig, ein gekröntes, die Zunge bleckendes Mannshaupt, das ehemals vom Brückenthore des linken Rheinufer nach dem rechten hinüber gestikulirte, in Bewegung gehalten durch ein Uhrwerk. Der Ortssage zufolge hatte es an jenen Bürgermeister zu erinnern, durch dessen List und Wachsamkeit ein die Stadt bedrohender Ueberfall in der letzten Minute noch vereitelt worden sein soll. Da erstieg nämlich Nachts der ruhelose Mann die Stadthürme und stellte alle Uhren um eine Stunde zurück. Seit dem Abbruche des Rheinthores wird jenes Haupt des Lällenkönigs im städtischen Antiquarium aufbewahrt; noch jetzt jedoch besteht zu Basel ein Gasthof zum Goldenen Kopf. Das geschichtliche Alter dieser Häupter und der Thürme, auf denen sie standen, ist ein überraschendes. Fechter hat die „Geschichte Basels im vierzehnten Jahrhundert“ geschrieben und führt darin pag 5 und 37 folgende Urkunden an: a. 1256 *Turris Lallonis citra Birsicum. Berchta obiit, quae dedit S. M. (ariae) domum sitam ante turrem Lallonis.* — C. de Lörrach, *dictus Lallo.* — a. 1232 *Burchardus Lallo, Waltherus Lallo, Hugo dictus Lallo.* Dieser mehrerwähnte Lallenthurm Basels stand im dreizehnten Jahrhundert in dem heutigen Fahngässchen, und der Hausname hatte sich damals schon zum Beinamen eines Basler Herrengeschlechtes verkehrt. Allein er reicht anderwärts schon ins achte Jahrhundert zurück. Urkundlicher Zeuge und Markenbegänger in der Grenzbeschreibung der Diözese Würzburg ist im Jahre 779 der aus dem fränkischen Padanahgau stammende Lello. Gödeke, *Deutsche Dichtung* 1854, 65. In der slavischen Stammsage endlich wird dieser Name vergöttert. Denn in der Krakauer Sage erscheint das den Dioskuren vergleichbare göttliche Brüderpaar Lel und Polel, und die russische Nationalmythe nennt ein nach seinem Tode göttlich verehrtes Königspaar Liala und Poliala. Grimm, *Myth.* 743. Welcker, *Griech. Götterlehre* 1, 607.

Zweite Abtheilung.

Die Ungarnköpfe.

Die beiden Köpfe, deren Abbildung auf der zweiten Blattseite der lithographischen Beilage gegeben ist, nennen wir die Ungarnköpfe. Sie haben sich am andern Aarufer des Städtchens Brugg, dem Schwarzen Thurme gerade gegenüber, an einer in den Fluss gehenden Mauer vorgefunden. Wie aus jener Thurmmauer am rechten Aarufer der Hunnenkopf hervorblickt, so schauten auch diese beiden aus der Strommauer am linken Ufer in die Wellen, selber bisher ungesehen in ihrer von Menschen verlassenem gefährlichen Tiefe. Ihr Vorhandensein wurde wenigstens den ausserhalb Brugg wohnenden Alterthumsfreunden erst jüngsthin gemeldet, seit man diesen Herbst einen Theil der Untermauerung zu erneuern begann, mit der das linke Felsenufer zu Brugg gegen den unterwühlenden Strom mehrfach geschützt werden muss. Etwa in der Mitte einer über diese Klippen niedergehenden Mauer mündet eine unterirdisch aus der Vorstadt durchgeleitete Wasserdohle (Akte); zur rechten und linken ihrer Geviertöffnung fanden die Arbeiter die beiden Werkstücke in die Mauer eingelassen, auf denen je einer der Ungarnköpfe ausgehauen ist. Durch die Sorgfalt des Hrn. Dr. Urech, welcher dem Antiquarium im benachbarten Königsfelden vorsteht, wurden die schweren Werkstücke ausgehoben und unter Dach gebracht; auf seine Meldung an uns begab sich unser Colleague, Herr Scheller, nach Brugg, goss die beiden Bildwerke zusamt dem Hunnenkopf ab, und seinem weiteren Geschieke haben wir nun die vorstehenden drei Abbildungen zu verdanken.

Die beiden Steinblöcke sind aus demselben Mäggenwiler Bruch gehauen, aus dem, wie schon erwähnt, auch der Hunnenkopf am Schwarzen Thurme herstammt. Alle beiden haben dieselbe Höhe von 15 Zoll 7 Linien. Schon dies spräche für ein ursprüngliches Zusammengehören beider; vollkommen bestätigt wird dies aber durch das gleiche Massverhältniss ihrer beiden Hautreliefs. Diese zwei Bildwerke, an Höhe und Breite sich conform, treten gleichmässig und gerade soweit über ihren Grund heraus, als die Kante der obern Gesimslinie, mit welcher jeder der Quader architektonisch abschliesst, selber aus dem Reliefgrunde vorspringt. Dies beträgt an beiden 1 Zoll 7 Linien. Auch hat dieses Gesims an beiden Steinen dieselben Proportionen. Es beginnt mit einem geradlinigen feinen

Bande, auf welches das architektonische Polster (der *Echinus* der dorischen Säule) folgt, und schliesst gegen oben correct mit einer dem antiken *Abakus* gleichenden Breitleiste ab, die nur ein wenig über das Polster vorgeschoben ist. Wollte Jemand die Correctheit dieser Gesimsführung für nichts anderes halten, als etwa für das späte Machwerk eines blindlings nachahmenden Steinmetzen, so wäre dabei das hohe Alter nicht veranschlagt, das der Stein selbst schon in seiner Verwitterung und in der Zerstörtheit dieser Gesims- und Bildflächen verkündet. Er trägt die Narben, die ein hundertfacher nordischer Winter schlägt, ebenso deutlich an sich, wie jener römische Hunnenkopf drüben am Thurme. Dazu kommen hier noch an beiden Reliefs ein paar tiefe Löcher von ganz mechanischer Ausrundung; sie mögen auf solche Kugeln deuten, wie man sie bei Vertheidigung der Brücke aus Wallflinten schoss, und somit hat auch noch die neuere Kriegszeit ihr Sigel beiden Steinen aufgedrückt. Sind nun überdies die beiden Köpfe gleichmässig gehaltene Profilbilder, Stirn gegen Stirne gekehrt, in Gesichtsschnitt und Tracht unleugbar nationalverwandt, so ist es augenfällig, dass sie beide gleichzeitig und zu gleichem Zwecke gemacht worden sind. Ob dieser Zweck ein geschichtlicher, selbstbewusster gewesen ist, wird sich nachher noch erweisen. Einstweilen ist nur auf das Racenhafte, auf das Portraitwahre dieser Brustbilder Nachdruck zu legen, in deren Physiognomie das Charakteristische und Nationale bis zum Abstossenden deutlich hervortritt. Sie zeigen uns, um es sogleich zu sagen, den Nord-Asiaten, den Steppenbewohner, den Pfeilschützen und Stutenmelker, der wie der Sturmwind und der Heuschreckenschwarm seiner Salzwüsten einst plötzlich über Europa hergebraust kam und wieder spurlos verschwunden war: im Ostlande der Tatar geheissen, im Abendlande der Hunne; beides blosse Collectivnamen, um deren geschichtlich-wirklichen Gehalt wir uns später noch besonders zu erkundigen haben.

Betrachten wir nun zuerst den nach Links blickenden Kopf, welcher der weniger verstümmelte ist.

Der Mann trägt den Kalpak, jene Mongolenmütze, nach der sich ganze Volksstämme benennen, wie die Kara-Kalpaken (Schwarz-mützen), die jetzt theils unter Russland, theils unter Chiwa stehen. Die Mütze hat eine hohe Verbrämung von dichtgewürfeltem starkstriemigem Pelz. Ihre Gypfe ist kurzgestutzt, melonenartig zulaufend, gegen die Spitze in sechs gleichmässige Tuchfalten hinaufgezogen und oben mit dem Knopfe verziert, durch dessen Farbe der asiatische Kastenunterschied bezeichnet wird. Dieser Knopf mit

seiner vielleicht vorhanden gewesenen Färbung ist nun bis auf die Contour ausgesprengt; dagegen hat sich am Pelzwerk der Mütze wirklich ein Rest von Bemalung vorgefunden; die dunkle Farbe war freilich unbestimmbar. Nacken und Vorderhals bleiben frei und bloss. Dazu steckt auch der übrige Körper nackt, ohne alles Unterkleid, im Kaftan. Dieser ist ermellos, die Arme werden in ihn selbst eingeschlagen, und besteht aus einem schweren filzartigen Stoff. Er theilt sich in zwei Flügel, die vom Nacken über die Herzgrube herab halbrund ausgeschnitten und dem Rande nach mit einer doppelten Bordierung verziert sind, in welcher sich fünf gleichweit von einander abstehende perlenförmige Grübchen zeigen. Soviel über das Costüm; nun von Physiognomie und Körperbau.

Die Breite im Schädelbau, der kurze Fettnacken, die vortretenden Backenknochen, die gross angelegten Verhältnisse des Gesichtes geben dem Bilde den Ausdruck entschiedener Körperstärke. Auffallend schmal erscheint dagegen das Hinterhaupt, dessen Haar kurz gehalten und in kleine zierlich gekrauste Löckchen gelegt ist. Das Ohr in seinen beiden Muschelrändern ist kugelrund, seine Höhlung paukenförmig, und nach unten so mit dem Backen verwachsen, dass von einem Ohrenläppchen keine Spur bleibt. Von der schräg ablaufenden Stirne lässt sich nichts Gutes sagen, sie erhält durch die übermässig hervortretenden Stirnbuckeln (Protuberantien) einen Schein noch härterer Verdüsterung. Augenbraue und Augenknochen sind weit nach rückwärts gezogen gegen die gewölbten Schläfen; die Augenlieder schmal, das Auge mandelförmig. Die geradlinige Nase neigt in ihrer Spitze etwas gegen den Mund zu, der Nasenflügel ist klein und setzt sehr zart und fein an die Wange an. Von unleugbarer Anmuth ist Mund und Kinn. Die schmale Oberlippe, ein wenig über die untere vorgeführt, deutet auf Ausdauer und Unerschrockenheit. Von da nimmt ein besonders weicher Schnurrbart über die untere Wange hinüber bis zum Backenknochen einen Schwung und wiederholt denselben in drei unter einander folgenden Bartzwickeln, deren letzter und kürzester noch unter dem Mundwinkel entspringt. Der Mund ist geschlossen, das Kinn glattgeschoren, napoleonisch gerundet. Die ganze Miene zeigt die schweigsame würdevolle Ruhe orientalischer Contemplation.

Weniger anmuthig, aber von ebenso racenhaftem Gepräge ist der zweite nach rechts gewendete Kopf. Er hat zudem noch mehr Verstümmelungen erlitten und selbst sein Quader ist oben mitten

durch gesprengt, so dass hier das Ende des Gesimses fehlt. Kopfbedeckung und Manteltracht hat er vollständig mit dem Nachbar gemein, auch sein Schädelbau weist eine auffallende Tiefe und ein starkes Knochensystem nach. Namentlich tritt der Stirnknochen dermassen hornig über die Nasenwurzel hervor, dass das darunter liegende schiefe Auge davon eingeengt wird und auf Kosten der Wange Platz zu suchen scheint. Nahe daran ist ein Theil der Reliefzeichnung noch durch eines jener Löcher ausgesprengt, die wir Geschossen aus Wallbüchsen zuschreiben; und beide Umstände zusammen erzeugen und vermehren den Ausdruck eines schadenfroh und brutal vor sich hinstarrenden Barbaren. Das Haar des Hinterhauptes ist kurz geschoren, dicht und wollig. Das Ohr, dessen Muschel bis an die Mütze hinreicht, zeigt bei sehr kleiner Pauke ein schönes Oval der Muschel mit einem breiten Ohrläppchen, während dasjenige seines Nachbars, wie schon bemerkt wurde, ganz mit dem Backen verwachsen ist. Das Bestreben nach genauer Protraitirung geht also bis auf diese Einzelheiten hinab, für welche die meisten unserer heutigen Bildhauer und Portraitmaler noch nicht einmal genug Auge haben. Die Nase ist kurz, mit geschwungener Spitze und weit ausgeschnittener Nüster. Der obere Mund und das Kinn sind vorzugsweise lang und gänzlich von einem starken Vollbarte bedeckt. Dieser hindert indessen nicht, den schmalen, fein geschnittenen Mund sehen zu lassen, der geöffnet ist und in der gesenkten Unterlippe das Auflauschen der Verschlagenheit ausdrückt. Von der Oberlippe in die Wangenmitte quer hinein, von da über den Mundwinkel gerade ab bis zum Kinn verläuft dreieckig der breite Schnurrbart. Er ist orientalisches wohlgepflegt, die von Mundwinkel und Wange in ebenmässigen Linien niederfallenden Bartstriemen beweisen, dass er hübsch unter dem Haarkamm gehalten ist. Kinn und Kinnbacke bis zum Ohre hin ist ausserdem von einem wolligen aber kurz geschorenen Bart überwachsen.

Dass wir in diesen beiden Köpfen Asiaten erblicken, haben wir schon Anfangs bekannt. Welchem bestimmten Volke sie angehören sollen, wie sie hierher gekommen sein und welchem Zwecke sie hier haben dienen sollen, dies wünschen wir an der Hand der uns erreichbar gewesenen Quellen hier weiter vorzutragen.

Wo geschichtliche Aufzeichnungen mangeln, da lässt sich die neuere wissenschaftliche Erkenntniss durch das herrliche Gesetz der vergleichenden Sprachforschung leiten und ist dadurch zu

überraschenden Resultaten gelangt. Der kühne Reisende M. Alex. Castrén hat die altmongolischen und alt-tatarischen Völkerschaften, die er nach ihren ursprünglichen Wohnsitzen die Altaischen nennt, in ihren nordischen Bezirken des europäischen und asiatischen Russlands aufgesucht, nach ihrer Lebensweise und Sitte beobachtet, in ihren Heldensagen und Märcen, in ihren Sprachen und Mundarten mit einem heroischen Eifer ergründet. Davon handelt das nach seinem Tode im Auftrage der kaiserlichen Akademie zu Petersburg 1857 von Schiefner herausgegebene Werk: „Ethnologische Vorlesungen über die Altaischen Völker.“ Alle die von Castrén bereisten Völkerschaften, welche wir schlechthin Mongolen und Tataren zu nennen pflegen, sind durch die ihnen gemeinsame Sprache unter einander blutsverwandt. Sie besitzen nämlich weder eine solche Flexionssprache, wie unter den indogermanischen z. B. die deutsche ist; noch eine einsylbige, wie die chinesische ist; sondern eine Zusammensetzungs-Sprache, die man wegen ihrer besonderen Wortstellungs- und Wortanfügungsweise die agglutinirende Sprache nennt. In ihr sind alle Laute, die zur Neubezeichnung eines primitiven, oder zur Modificirung eines nur accessorischen Begriffes dienen, selbständige, ganz für sich bestehende Wortwurzeln, die dem vorausgesetzten Worte als die neuen Bestandtheile seines zu ergänzenden Begriffes angehängt werden, so dass nun Wort und Satz nicht wie bei uns mittelst Präposition und Conjunction gebildet und regiert wird, sondern umgekehrt lediglich durch Postpositionen. Nach dieser eigenthümlichen Sprachbeschaffenheit hat Castrén viele der scheinbar verschiedenartigsten Völkerschaften Hochasiens als die Glieder jenes Gesamt-Sprachstammes erkannt, den er eben den Altaischen nennt, und daraus lässt sich nun auch die Abkunft jener vielnamigen Horden nachweisen, deren plötzliches Auftauchen in der europäischen Geschichte bisher eben so grundlos und unbegreiflich erschien, wie ihr kurz darauffolgendes Wiederverschwinden. In Kürze führen wir nun diese Horden der Kunen, Ugern, Avaren, Kumanen und Bulgaren an, von deren nationalem Zusammenhange uns fast nichts anderes übrig geblieben ist, als jener abergläubische Collectivname der Hungarn und Hunnen, mit welchem sie unsere mittelalterlichen Annalen uns vorgenannt haben.

Unter dem Namen der *Chiun-jü* ist in den Annalen China's ein türkischer Volksstamm schon im 27. Jahrhundert vor Christi Geburt bekannt. Er stiftet 214 v. Chr. das Reich der *Chiungnu* (chines. Hiong-nu), gegen welches die grosse chinesische Mauer

errichtet worden, und diesen Namen der *Chiunjü* und *Chiungnu* haben die Türken selbst bis 263 nach Chr. beibehalten. (Klaproth *Asia polyglotta* 210). Sie werden von den chinesischen Jahrbüchern geschildert als ein Reitervolk, das mit Pfeil und Säbel focht und den Kampf unter einem fürchterlichen Geschrei anhub. Das Fleisch, das sie essen wollten, legten sie roh zwischen den Sattel und ritten es mürbe. Nie wuschen sie sich, weil ihre Götter dies mit Donner und Blitz bestraft haben würden. Jeder erinnert sich, dass dies dieselben Züge sind, mit denen unsre mittelalterlichen Chronisten uns die ins Abendland eingefallenen *Hunni* und *Chunni* dargestellt haben; mit allem Rechte. Denn diese Barbaren, die in ihren baumlosen Steppen kein anderes Feuerungsmittel haben, als den Ross- und Kameelmist, müssen damit haushälterisch umgehen bis auf Wäsche und Speise hinab. „Man kann an der Wahrscheinlichkeit solcher Schilderungen, sagt Castrén, nicht zweifeln, denn dieselben Sitten und Bräuche dauern noch bis auf den heutigen Tag bei manchen Stämmen Hoch- und Nordasiens fort.“ Ein Zweig dieser türkischen *Chiunjü*, oder Hunen, sind die *Uiguri*, oder Ugern. Den Nasallaut, den wir im jetzigen Namen Ungar mit sprechen, haben wir einzig und allein der Schreibweise *Oύγγροι* zu verdanken, wie sie sich mit inlautendem zweifachen g bei den byzantinischen Schriftstellern findet. Der Name der *Ungri* wird noch im ganzen Orient ohne Nasal, *Ugri*, gesprochen. Diese Uiguren sind unzweifelhaft gleichfalls türkischer Abkunft, Klaproth hat 1806 in Sibirien aus dem Munde eines Uiguren 84 Worte aufgezeichnet, die der türkischen Sprache angehören. Zwar warnt er die Historiker, sich nicht durch Namensähnlichkeit verleiten zu lassen, die eben genannte Völkerschaft mit dem bei muhamedanischen Schriftstellern *Uigur* genannten Volke zu verwechseln. Allein Castrén weist gerade den gemeinsamen Ursprung eben dieser zwei Völker nach; er zeigt die spezifische Verwandtschaft der türkischen Uiguren mit den Finnischen Uiguren (den sogenannten Ugrischen Finnen vom Ob und Irtysh) und zwar beides auf Grundlage der Uebereinstimmung beider Völker in Sprache, Ursitz, Geschichte und Tradition. Zwei andere Stämme eben dieser Race sind die Avaren und Bulgaren, die vordem nördlich des Asowschen Meeres sassen und gleichfalls *Ugri* hiessen. Die Avaren wurden der herrschende Stamm, unterwarfen sich das Bulgarische Reich und machten nun von der Donau aus ihre verheerenden Einfälle erst in die oströmischen und slavischen Länder, dann gegen die Baiern, Schwaben und Franken. Ein Theil von ihnen soll bis Gallizien vorgedrungen sein und sich

da niedergelassen haben. Ein letzter Volkszweig endlich sind die Kumanen. Das Wörterbuch, das man von ihrer Sprache hat, erweist, dass sie gleichfalls unzweifelhaft türkischer Abkunft sind. Sie waren in der Gegend von Kiew angesessen, schlossen sich den unter Arpad vorrückenden Ungarn an, haben dann, von wilder Eroberungslust ergriffen, das russische und byzantinische Reich unablässig bis zu Ende des XI. Jahrhunderts verheert, wurden beim Einbruche der Mongolen geschlagen und flüchteten sich darauf nach Ungarn, wo sie noch heut zu Tage fortdauern.

Gegen diese Avaren- und Hunneneinfälle hatte Deutschland zu kämpfen von Karl dem Grossen an bis auf Otto den Grossen, und erst unter diesem geschah der letzte entscheidende Schlag in der berühmten Schlacht am Lechfelde 955. Die Stadt Augsburg verwahrt in ihrem Weberhause, sowie in der Kirche zum heil. Ulrich noch immer einige in jener Schlacht von der Webergilde gewonnene Beutestücke, unter anderm den Schild eines Hunnenfürsten, und hat noch seit unserem Gedenken mehrfache Feierlichkeiten zum Gedächtnisse dieses Sieges unter grossem Prunke begangen. Weniger gewichtig und entscheidend, aber fast um ein halbes Jahrhundert früher tritt derselbe Feind an unsern ober-rheinischen Grenzen auf. Im Jahre 913 ziehen ihm die argengauischen Grafen Erchanger und Berchtold noch an den Innstrom entgegen; allein vom Jahre 915 an steht der Ungar schon diesseits des Bodensees, kehrt 917 wieder auf unsre Rheinseite und plündert beim drittenmal 926 das Kloster St. Gallen. Bereits beim zweiten Einfälle zerstört er Basel, und diese Thatsache, die Hermannus Contractus in seinen Annalen verzeichnet, prägte sich dem Gedächtnisse so tief ein, dass sie noch dem Dichter der ahd. Kaiserchronik (*ed.* Diemer 1849, 482) mit durch seine Reime läuft:

*ain burch haizet basila,
di zerstorten die unger da.*

Die furchtbaren Nöthen der Schweiz und das darüber so nachhaltig gewordene Volksgedächtniss lassen sich erst recht begreifen, wenn man erwägt, dass gleichzeitig mit den an der schweizerischen Nordgrenze auftretenden Ungarn die Sarazenen im Süden der Schweiz erscheinen und über ein halbes Jahrhundert die Alpenpässe besetzt halten. Sie dringen westwärts bis Neuenburg vor, ostwärts über Chur bis an den Bodensee, bewohnen und bebauen da eine der fruchtbarsten Thalschaften und verheiraten sich mit den Landestöchtern. Manche von ihnen handelnde chronikale Züge, aber auch allerlei an diesen Feind erinnerndes Ueberbleibsel

von Mauern, Münzen, Gewandstücken, dazu Namen und Bau von Pässen, Hochpfaden, Felsenhöhlen hat Ferd. Keller zusammengestellt und besprochen in den Zürch. Antiquar. Mittheil. Bd. 9.

Hundert Jahre nach diesen Ereignissen schrieb im Kloster St. Gallen Eckehard IV. seine Hauschronik. Er rühmt aus jener Zeit einen Helden des Frickgaues, den Hirminger, der die bei Seckingen im Schwarzwalde und auf dem gegenüber liegenden Rheinufer bei Möhlin lagernden Ungarn überfällt, schlägt und die errungene Beute in die Seckingerkirche einführt. Die Sagen und Ortsnamen dieser Gegenden reden jetzt noch von diesem Siege und dem tapfern Frickthaler Gaugrafen (vgl. pag. 101 dieser vorliegenden Schrift), und bis in solche Einzelheiten geht die Tradition noch ein, dass man im benachbarten Rheinfeldern ein verfallenes Thor für dasjenige ausgibt, durch welches damals ein Theil der Geschlagenen bei Nacht entrann. Vgl. Aargau. Sag. 2, no. 459. So werden also von den mit jenen Ereignissen gleichzeitigen Annalisten gerade diejenigen Ortschaften als Punkte Ungarischer Schlachten hervorgehoben, in denen die Steinbilder der Ungarnköpfe und die sogen. Lälli als städtische Wahrzeichen ausgedauert oder, wenn nicht, ausführliche Ortssagen über jene Kriegereignisse sich erhalten haben. Wir fügen diesem die Beschreibung eines Fischerzuges bei, der bis ins 16. Jahrh. zum Angedenken jenes Ungarnbesiegers Hirminger alljährlich am St. Andreasabend auf dem Bodensee mit einer bewaffneten Flotte und unter einer Reihe eigenthümlicher Rechtsvergünstigungen bei der Stadt Konstanz abgehalten worden ist. Er hiess der Hunno-Fischzug. Uhland hat in einem für die Erforschung unserer oberdeutschen Alterthümer reichen Aufsätze, betitelt *Bodman* (Pfeiffers *Germania* 4, 35) die Beschreibung davon mitgetheilt und dreierlei Aufzeichnungen und Chroniken dazu benutzt: die von Zimmern 1566, die des Konstanzer Bürgers Greg. Mangold 1542, und endlich den Bericht des Hans Georg von Bodma, der i. J. 1592 als einer der Berechtigten jenen Hunnozuges selber noch mit ausgeführt hat. Da heisst es unter Anderm:

„Bemelte herren von Bodman haben ain grosse eer am Bodensee erlangt dergleichen im land zu Schwaben, dem sie in ungerischen kriegern, als dieselbigen sampt andern ungleubigen völkern gar nahe ganz deutsche nation überzogen und durchstrafft, die stadt Costanz und ain grossen tail des Bodensees vor überfall und verderpnuss verhüet haben. Welchergestalt aber sollichts beschehen, das ist von unsern unfleissigen, liederlichen vorfarn nit verzaichnet

worden, aber wol zu gedenken, sie haben die feind zu wasser und zu land angriffen, inen allen abbruch geton und damit ain solche herrliche victoriam erlangt. Daher dann von selbiger zeit an der geprauch und ain sonderliche freihait bei denen von Bodmen, dass sie jürlich zu ainer besondern zeit im jar, so der gangfisch-fach am bessten, in ainem jagschiff von Bodmen áubents aussfaren, den see biss gen Costanz nach irem gefallen durchstrafen, mit grossem jubel und geschrai: *huno! huno!* zu ewiger gedechtnuss des sigs. Alsdann so flüchen alle fischer vom see und last sich niemand sehen oder von inen ergreifen, denn so das beschech, were inen derselbig mit leib und guet verfallen, oder es mochten in die von Bodmen nach irem gefallen strafen. Was fisch sie unterwegs ankommen in laitschiffen oder anderm, das megen sie alls mit inen hinweg nemen. Sie faren mit aim sollichen triumph biss gen Costanz zu der Reinbrucken, da hat es dann andere ceremonien und gebreuch, und ist ain grosse herrligkait, dergleichen in unsrem bezirk nit leichtlichen befunden wurt.“

Es soll nun keineswegs verschwiegen werden, was Uhland in jenem Aufsätze zugleich über den Namen dieses *Hunno*-Zuges mittheilt. Es weisen nämlich zahlreiche Konstanzer Urkunden aus dem 15. Jahrhundert nach, dass das Fischereirecht im dortigen Untersee den Herren von Bodmann zuständig gewesen und die Hunne, auf der Hunne genannt war. Der Name rührt daher, dass der Gau- graf seine Reichsgerechtsame über die dortige Seestrecke an seinen Gerichtsboten übertrug, dessen Würde altdeutsch *hunno* hiess, weil er der über hundert Waffenpflichtige gesetzte Führer war. *Hunno* bezeichnet im alts. Heliand, Vers 4185, den Centurio. Der Amtsname des Bodmannischen Hunno wurde bei Abhaltung der feierlichen Seefahrt und bei Ausübung seiner Fischer-Gerechtsame zum Losungswort *hunno!* Demnach hat diese Hunnfahrt zwar mit dem Fang der früher gleichfalls vorkommenden „Hunnofische“, in Wahrheit aber nichts zu thun mit der geschichtlichen Besiegung der Hunnen am Bodensee. Auch trennt die deutsche Sprache den Amtsnamen *hunno* vom Völkernamen *huno* (ahd. *hûn*, mhd. *hiune*, Heune), indem sie jenem stets geschärften, diesem letztern aber langen Stammvokal gibt. Denn unsere Schreibung des Völkernamens Hunne haben wir allein dem *Hunus* der Lateinchronisten nachgeahmt.

Mit alle dem sind wir aber über das deutsche Wort Hun selbst nicht hinaus, das von Grimm, Grammat. 2, 462 ein in Form und Bedeutung gleich dunkles genannt und GDSprache 492 also erklärt

wird: *Huntari centurio, centurionatus*, contrahirt *hunno*, gothisch *hundafaths*, *ἑκατόνταρχος*. Unserm gegenwärtigen Zwecke muss es jedoch vollkommen genügen, dass die Volkssage an diesen Namen, wo er in unsern Gegenden lokal auftritt, allenthalben eine Erinnerung an die Hunnenkriege angeknüpft hat. Der Berner Landmann pflegt über die mehrfach im Lande vorkommenden Hunenflühen also zu etymologisiren: „Es haben vor Alters die Hunen dorten gewohnt, es sind da oben viele Balmen,“ nämlich Felslöcher und Schlupfwinkel. Sogar den Berner Dorfnamen Hunzikon (urk. 982 *Huncinga*) verschwistert er mit Sagen von Hünen, Riesen und untergegangenen Städten. *La Grotte des Huns* heisst eine natürliche Felshöhle im wallis. Besoncethale, eine Stunde südlich von Hérémece. Sie liegt 670 Fuss über der Thalebene und kann nur mittelst Seilen und Leitern erreicht werden. Sie ist im Innern zierlich ausgezimmert und scheint einem Einsiedler zur Wohnung gedient zu haben. Eine angesehene Familie der überall verfolgten Hunnen habe sich manche Jahre hier aufgehalten, sagt der Volksglaube. Lutz, Schweiz. Lex. v. Sprecher 1, 424. Jahn, Kt. Bern, 506. 400. Daher führen auch unsere mit *hun* sich zusammensetzenden Lokalnamen meistens auf Sagen von Hunnenschlachten, in deren Folge Hungersnöthen oder die Umzüge des Wilden Heeres entstanden sind. Es genügt nur einige aufzuzählen: Hungerberg (bei Aarau und auf der Berner Grimsel), Hünenberg (bei Cham), Hühnengrabenwies (Schneisingen), Hünenberg (Lörrach im Wiesenthal), Hünenhubel (Rixheim im Elsass), Hünenstein (Bremgarten), Hunnenfluh (Lauterbrunnenthal), Hunnenbühl (fränkisch Rothenburg). Die Formel Hunger, Hühner u. s. w. in diesen Namen führt sprachlich und zugleich den Lokalsagen nach immer auf den Riesenamen *hun* zurück, und auf eine Geistergestalt, welche um diese Gegenden umher toset und umher heult. Wie die Sturmwinde als Riesen gedacht werden, so entspricht dem mhd. *hiune* ein *hwinr fremitus*, von *hvinā tremere, stridere*, ahd. *hvenjan*, sausen, ags. *hvan, calamitas* (Haupt, Ztschr. 5, 214), und unsere alemann. Mundart lässt den Sturmwind gleich einem Hunde hünen. Im Züricher Seelande ist der Geschlechtsname Hüni, im Aargau der Geschlechtsname Hun ein viel verbreiteter. So fest es also steht, dass der ahd. Richternamen *hunn* auf den beim Konstanzer Seezuge üblich gewesen Festruf *hunno* führt, ebenso unbezweifelbar ist es, dass der daneben stehende andere Name *Hun* den ins Land einfallenden Ungarn, den das Land verwüstend durchfahrenden Sturmriesen und Wilden Jäger bezeichnet. Wie furchtbar dessen

nächtliches Brüllen durch die Gebirgsthaler des Jura schallt, davon berichten mehr als hundert Sagen. Kann nicht schon dieser eine Zug an jenes himmelzerreissende Schlachtgeschrei erinnern, mit welchem die von den Chinesen geschilderten Hunen und die von unsern Chronisten beschriebenen Ungarn auf das feindliche Heer einsprengten? Doch uns stehen ja viel näher liegende Beweise zu Gebote, unsere ganze deutsche Heldensage. Ist diese Jahrhunderte lang damit beschäftigt, den Anmarsch der furchtbaren Feinde und deren endlichen Untergang, in grossen Heldengedichten auszuspinnen, wie soll es uns wundern, dass die Nachkommen dieser liedererfullten Zeiten an ähnlichen nationalen Erinnerungen festhielten.

Beim Einbruche Attila's in Gallien war in einer jenseits des Rheines gelieferten Schlacht 436 Volk und Konigsstamm der Burgunden besiegt und vertilgt worden; gleichwohl ging der Name jener wehrhaften Burgundenkonige zuerst in die Aufzeichnung unserer Volksrechte, hierauf in episch abgeänderter Namensform in unsere Lieder über: Gunther, Gernot und Giselher. Vom achten Jahrhundert an ist der historische König Attila die Grundlage unseres Hildebrandliedes und wird dann als Hunnenkonig Etzel der epische Schlussstein unseres Nibelungenliedes. Vom Inhalte dieser Gesänge ist damals unser ganzes Volk bis in den untersten Stand erfüllt; unsere Städte, unsere Geschlechter benennen sich nach den Heldennamen aus dem die Burgunden und Hunnen umfassenden Sagenkreise. Nach dem Namen des bei König Etzel kämpfenden Volkshelden Dietrich von Bern benennt sich unsere uchtlandische Hauptstadt Bern, seine Thaten malt man an der (nun abgebrochenen) Schlosskapelle zu Burgdorf, meisselt sie im 12. Jahrhundert in den Steinbildern des Munsterchores zu Basel (Wackernagel in Haupts Ztschr. 6, 157), und noch im J. 1373 kommt in einer Urkunde von Seckingen als Zeuge vor: Dietrich von Bern von Rinfeldern. Dietrichs Abzug ins Hunnenreich, „*wie Dieterich von Berne schiet*“ ist damals ein überall gesungenes Lied. (Uhland in Pfeiffers Germania 1, 313. 327.)

In diesem Zusammenhange erklärt es sich nun, dass das von den Hunnen zerstörte Basel das bleckende Hunnenhaupt noch am Bruckenthurme aufgerichtet hatte, als sich in seinem Münster die edlern Sculpturwerke schon verloren hatten, in denen der gegen die Hunnen fechtende Volksheld dargestellt war; so erklärt es sich ferner, dass Konstanz den Hunnozug fortfeierte, obschon es dabei des Helden Hirminger nicht mehr, des Gaugrafen von Bodman nur

halb gedachte, die beide es einst an den Hunnen gerächt hatten; dass die Städte Brugg, Laufenburg und Rheinfelden, zusammen drei Grenzfestungen, unter denen die eine, *Vindonissa*, ihren gänzlichen Untergang den Hunnen zuschreibt, heute noch neben der lebendigen Volkserinnerung an jenen Frickthaler Gaugrafen Hirringer, den Hunnenbesieger, auch die Schreckbilder aus jenen Schlachten als Denkmäler auf ihren Ringmauern und Brückenköpfen aufgestellt haben. Ein Angedenken dieser Zeit sind also die von uns beschriebenen drei Hunnenköpfe zu Brugg, ein aus unserer an Alterthümern so reichen Vorzeit seltener und werther Ueberrest, den die neuen Hunnen nur nicht bemerken und also auch nicht in Stücke schlagen konnten.
